

Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles

Band: 11 (1954)

Heft: -: Festgabe : Emanuel Stickelberger zum 70. Geburtstag am 13. März 1954 gewidmet

Artikel: "Wiehnachtsmaieli" und "Liechtete"

Autor: Stickelberger, Dietegen

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wer wird wohl diese seltsame Überschrift verstehen? Außer einigen Eingeweihten wohl kaum jemand; am ehesten noch ein Basler. Dieser wird versuchen, vorerst das «Maieli» ins Hochdeutsche zu übersetzen: «Weihnachtsblütenlese». Nein, das klänge zu protzig und würde dem feinsinnigen Wörtchen niemals gerecht. Eine Verkleinerungsform müßte sich finden lassen: «Weihnachtssträußchen», gleichfalls unpassend; man sähe beim Aussprechen ein Traktätchen für höhere Töchter vor sich.

Gibt der Übersetzer dann seine untauglichen Versuche auf und macht sich daran, den Sinn hinter dem «Maieli» zu ermitteln, dann wird es ihm nicht viel besser ergehen. vor allem dann nicht, wenn er nach klassischen Vorbildern fahndet. Es handelt sich nicht um das Ergebnis eines edlen Wettstreites der Dichter und Künstler, auch nicht um das Zusammenstellen und Sammeln zeitgenössischer Literatur und Kunst, nicht einmal um das Pflegen einheimischen Schaffens.

Und doch sind sie sichtbar und greifbar, die Maieli, doch nicht in vergilbtem und verstaubtem Zustand wie ein bronciertes Bouquet in der guten Stube; sie sind frisch und leuchtend, die einzelnen Blumen, so als wären sie heute zum

70. Geburtstag des Jubilars gewachsen; dabei zählt das erste der Maieli bereits die halbe Anzahl seiner Jahre, denn es erfreute die Teilnehmer der Liechtete zu Weihnachten 1919.

Der bibliophile Rahmen wird daher kaum gesprengt, wenn in der Festnummer der «Navis Stultifera» auch der «Maieli» und der «Liechtete» gedacht wird. So obenhin gesehen hat die regelmäßige Zusammenkunft einiger Maler, Dichter und Kunstfreunde nach dem Nachtessen – in Basel sagte man z'Liecht, – noch nicht viel mit der Liebe zum Buch an sich zu tun. Es waren durchaus nicht etwa Gespräche ausschließlich über Bücher, die damals vor 35 Jahren bei der ersten Liechtete im Rheinfelderhof, dem damaligen Hause Emanuel Stichelbergers, gepflegt wurden. Aber die Maieli sind da und vereinigen in sich so ziemlich alles, was eine bibliophile Seltenheit ausmacht: in handgedrucktes Vorsatzpapier geheftet, wurden sie jeweilen den Teilnehmern der Liechtete auf den Weihnachtstisch gelegt.

Nur eines erschien wider die Regel am 29. Mai 1921. Auf dem dunkel gewolkten Umschlag dieses Sondermaielis sitzen, wie Sonnen und Sterne am Firmament, lichte Kreise und Punkte, die von zwei schwarzen Wappentieren beherrscht werden. Links im Feld hält ein munterer ringel-



Theodor Barth. Umschlagsvignette von 1921

schweifiger Basilisk ein Schild mit dem Baselstab in den Krallen und mustert mit frechem Blick sein Gegenüber, den Pegasus. Des geflügelten Rößleins Haltung ist nicht minder trutzig; es scheint einem Zweikampf nicht abgeneigt zu sein.

Was diese Auseinandersetzung Basels mit der Dichtkunst zu bedeuten hat, erfährt man beim Weiterblättern. Neben dem zweifarbigen Holzschnitt von Theodor Barth mit der Ansicht des Rheinfelderhofes ist folgender Titelsatz zu lesen:

«*E Majeli vo dr Liechtete im Rhyfälderhof fir d' Dailnämmer an dr Johresversammlig vom Schwyzerische Schriftstellerverein am 29. Mai 1921 z' Basel.*»

Auf einer nächsten Seite folgt ein Steindruck Burkhard Mangolds und daneben die Widmung an die Gäste:

«*Es isch gar e bischaide Majeli, wo mer Ihne hitte zem frindlige-n-Adänke an Ihre B'suech im Rhyfälderhof uf dr Haimweg mitgän. Es glycht wie-n-en Ai em andere de Wiehnachtsmajeli, wo unseri Liechtlyt alli Johr z' sämestelle, und isch e so aspruchslos wie d' Liechtete sälber. Mir sind nämlig kai Verei und hän wäder e Vorstand no Satzige. Mer kemme-n-alli vierzäh Dag bys Sticklebärgers z' Liecht, nämlig e Dotzed Fädelhelde, bikannti und unbikannti durenander, und fimf Heere vo dr Pämselzunft. Aine liest is eppis Aiges vor und die andere gän em ihre Sämpf derzue. Derno schwätzt me-n-iber alles migligi und aine kriegt e Brodekoll z'mache, by dem er sich 's bees Basler Mul perseh nit eppe verbindet; sell isch aber au unseri ainzigi Konzession ans Verainsmajere. Das isch alles!*

Und jetz simmer e so frei und stelle-n-is Ihne sälber vor, und zwor unseri Kinschler mit Originalholzschnitte und Staidrucke.»

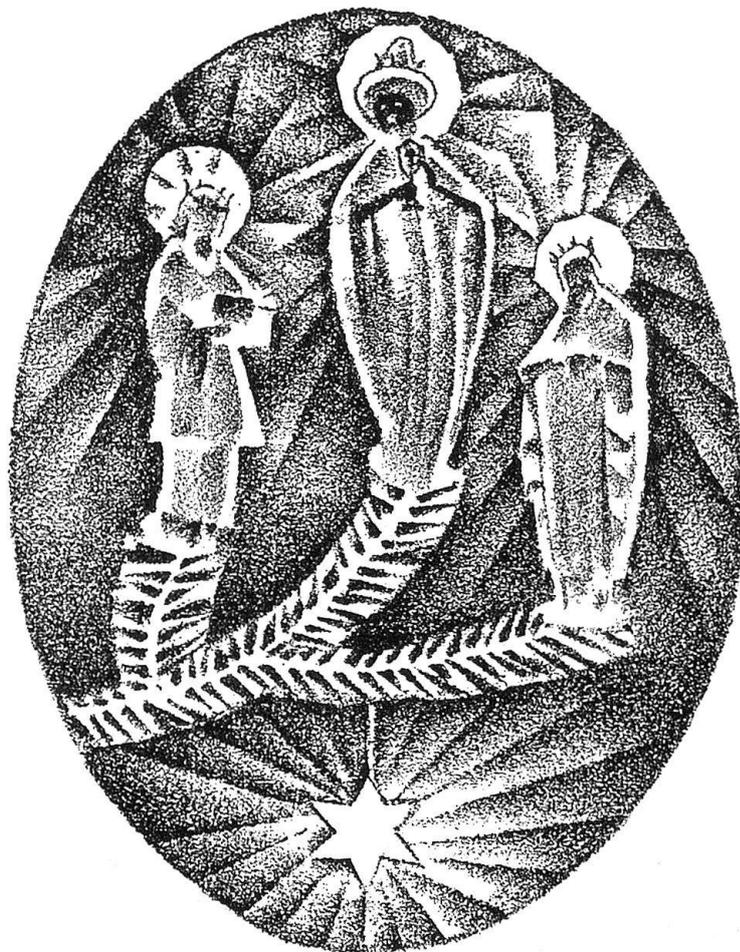
Dringt man weiter vor, dann sieht man die Idee zur Wirklichkeit werden. In bunter Folge leuchtet hier eine dunkelfarbene Gedichtsblume in weiser Schönheit und dort brüstet sich eine unverschämte Binsenwahrheit in ausgelassenen Versen. Ein schlichtes Zittergräslein versteckt sein verhaltenes Wesen hinter einfacher Prosa; und doch dürfen sich Basilisk und Pegasus gegenseitig beglückwünschen zur «baslerischsten Gasse» von Rudolf Schwarz:

«*In welcher unserer Straßen und Gassen kommt wohl das Wesen unserer Stadt am deutlichsten zum Ausdruck? Für mich in der Malzgasse. Sie ist so still, so nüchtern und langweilig auf den ersten Blick, wie einem oberflächlichen Betrachter unser ganzes Basel wohl erscheinen mag. Es ist mir – glaube ich – darin noch nie ein*

Wagen begegnet und nur wenige Menschen – und doch, die Seele Basels ist mir hier, wie nirgends sonst, entgegengetreten. Ich fühle mich nirgends so ganz in Basel wie eben in der Malzgasse, und es wäre mein Traum, einmal hier zu wohnen. Was ist's? Woran liegt's? Ich vermag's kaum zu erklären. Die Malzgasse hat keinen bestimmten Bau-Charakter, nichts Auffallendes, weder im Schönen, noch im Häßlichen, aber sie hat ihre kühle Ruhe, hinter der man Leben spürt. Da sind Herrschaftshäuser eines gemütlich, andere nüchtern, einige fast mit Anspruch, protzig zu tun, aber es gelingt ihnen nicht recht. Das stattlichste in seiner klassizistischen Steifheit ist so feierlich, still und schön, daß es mich fast alt-römisch anmutet. Dann sind Gärten da: Gärten, in die man hineinsieht, und andere, die mir fast noch lieber sind, weil man ihre stille Schönheit hinter hohen Mauern ahnt. Nur bei einem läßt mich die stachelbewehrte Mauerkrone schaudernd lächeln: Ums Himmelswillen, was müssen die Herrschaften einmal für einen Schrecken erlebt haben, daß sie seither der Welt einen solchen dreifachstarrenden Haißschrecken entgegenhalten! Weiter die beiden Brunnen in der Malzgasse: beide so verborgen und eingebaut, daß man ihr Rauschen hört, ehe man sie sieht, ein Geschäftshof, eine Bandfabrik, einige sehr ruhige, schlichte Bürgerhäuser und zuletzt gegen die Dalben ein bescheidenes Wirtschaftlein. Sein Schild hängt an einem gräßlich verkrümmten Baselstab, der der Urahn sein könnte all der unglücklichen Stilisierungen unseres heraldischen Wahrzeichens, die im Basler Kunstgewerbe ihre Rolle spielen.

Und über allem ein leichtes, historisches Legendendüftlein von den armen Siechen, die einmal im Jahr bettelnd durch die *via malitiae* zogen. Ich weiß nicht, woher ich das habe, noch weniger, ob es geschichtlich stimmt, aber es gehört mit zu dem seltsamen, still-geheimnisvollen Wesen meiner lieben Malzgasse, meines lieben Basel.»

Die Maler schenken gleichfalls ihre Blumen: Steindrucke, Holzschnitte, Federzeichnungen. Auch bei ihnen stehen die baslerischen Bilder im Vordergrund und im besonderen Maß die kleinbaslerischen, denn der Rheinfelderhof, die Heimat der Liechtete, stand am rechten Rheinufer. Der Vogel Gryff mit seinen beiden Gefährten, dem wilden Mann und dem Leu, werden als Inbegriff alten Kleinbaslertums von Theobald Bärrwart heiter episch besungen, und Theodor Barth stellt die drei Ehrenzeichen im Holzschnitt vor. Burkhard Mangold zeigt Münster, Rhein und die Hausdächer um die Pfalz im winterlichen Flockentreiben. Auch der erlegte Drache mit dem



Burkhard Mangold. Umschlagsvignette zum dritten Weihnachtsmaieli

betenden Georg im Hintergrund ist baslerisch. Otto Plattner hat dieses Münstermotiv in einer packenden Federzeichnung festgehalten.

Doch nicht nur Baslerischem wird in Wort und Bild nachgespürt; der Horizont ist weit, ein Aphorist bezeugt dies:

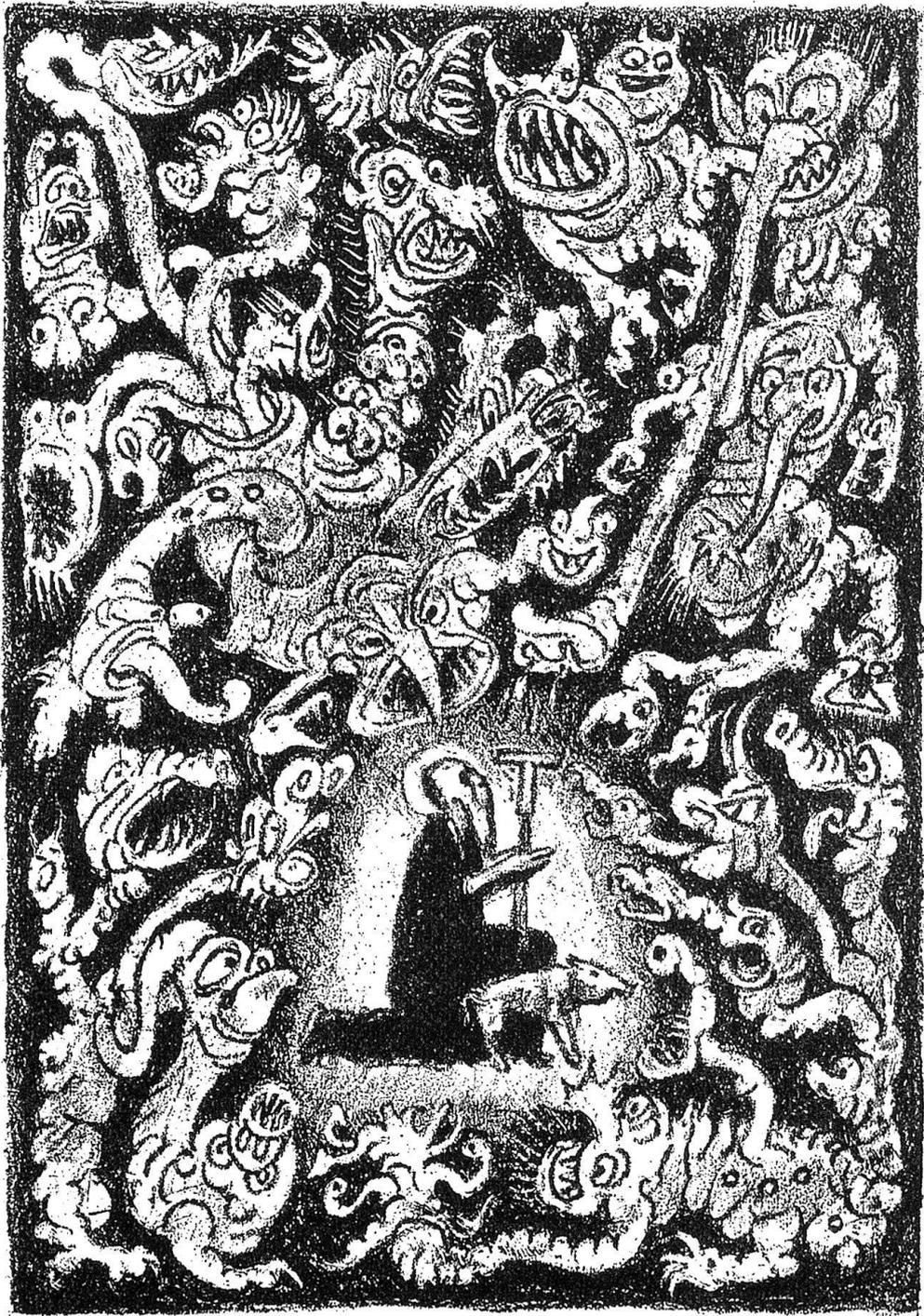
«Goethe, im Grunde konservativ, war modern, weil er unabhängig und selbständig dachte. Und unabhängiges Denken wird immer modern sein, denn die Signatur jeder Zeit bedeutet: Abhängigkeit.»

Oder steckt vielleicht auch in dieser «Reflexion» ein Stückchen Baslertum?

Neben diesem ausgesuchten Sondermaieli für die Teilnehmer der Jahresversammlung des schweizerischen Schriftstellervereins (auch Carl Spitteler nahm es damals in Empfang), erschien im nämlichen Jahr 1921 noch ein Weihnachtsmaieli als Nachfolger der beiden früheren von

1919 und 1920. Diesmal leuchtet der Umschlag in fröhlichem Gelb, und die Vielzahl der Blumen ergab einen stattlicheren Strauß. Die dichterischen Beiträge waren nicht wie vorher durch die Druckerpresse gegangen, sondern erschienen faksimiliert in der Handschrift der Verfasser.

Auch der Jubilar hat seine Blumen gestiftet zu den Maieli. Eine davon heißt: «*In der Bibliothek*». Um die Dämmerstunde, wenn die Schrift dem Aug entschwindet, läßt sich der unter trauten Büchern Träumende durch unsichtbare Geisterfäden in ein selig-süßes Sinnen einspinnen. Der Jubilar steht wohl kaum mehr zu seinem frühen bibliophilen Gedicht, daher soll es auch hier nicht wiedergegeben sein. Die obige prosaische Plünderung möchte nur zeigen, wie sehr ihm schon damals die Bücher nicht etwa leblose Sammelobjekte waren. Ein anderes Gedicht «*Sonntagmorgen*», im vierten Weihnachtsmaieli 1924



Theodor Barth. St. Antonius im Maieli von 1924.

erschieden, hatte mehr Bestand. Es durfte in den «Gedichten» (1929) und – in etwas veränderter Gestalt – in den «Bunten Ufern», dem letzten Band der gesammelten Werke, Aufnahme finden.

In diesem neuesten Buch erzählt der Verfasser selbst einiges von der Liechtete anlässlich der Entstehungsgeschichte zur Novelle «Der Späher im Eskorial»:

«Daß ein Sankt Antoniusbild in dieser Erzählung eine wichtige Aufgabe zugewiesen erhielt, hat übrigens eine besondere Ursache. In jener Zeit fanden sich alle vierzehn Tage eine Anzahl Schriftsteller bei mir ein. Wir hatten für die zwanglosen Zusammenkünfte das alte Basler Wort Liechtete (Zusammenkunft bei Licht, zu der früher alle Teilnehmer die Kerzen mitbrachten), gewählt. Einträchtig saßen die verschiedenartigsten Geister beieinander: Anders Heister, Theobald Bärwart, Hermann Burte, Dominik Müller, Fritz Liebrich, Ida Frohnmeyer, Paul Kägi (der «Bibelkägi»), Otto Kleiber, Paul Kölner, Martha Ringier, Rudolf Schwarz, Paul Siegfried, später auch Hermann Schneider. Damit der Kreis nicht zu einseitig werde, zogen wir literaturfreundliche Maler und Hochschullehrer bei, auch einen Buchhändler. Einer der Dichter gab etwas aus einem im Entstehen begriffenen Werke zum besten; darauf setzte ein Gespräch über das Gehörte ein. Wir hatten vereinbart, den Meinungs austausch freimütig und rückhaltlos zu pflegen. Manchem der Vorleser sind diese Urteile zustatten gekommen. So machte mich ein Teilnehmer darauf aufmerksam, eine meiner ersten Novellen «Das glückhafte Niesen» falle durch einen Einschnitt auseinander. Ich hatte den Stoff in der Familienchronik eines Verwandten gefunden und ihn für die Dichtung nicht einheitlich genug gegliedert. Froh um den Fingerzeig, behob ich den Kunstfehler, indem ich den zweiten Teil aus der Wirklichkeit in einen Traum versetzte und damit in das Geschehen besser einbaute. Abwechselnd hatte einer der Hörer für das nächste Mal ein «Protokoll» zu verfassen. Die meisten erstatteten ihre Berichte in gebundener Form, und es war gut, daß man in Basel lebte, wo vor treffsicherem Witz auch der Ruhm keine Empfindlichkeit zeigen darf als die, jenen gelegentlich mit gleicher Münze heimzuzahlen. Die Maler beteiligten sich an diesen Abschieden mit Zeichnungen, und selbst unter den Gelehrten schloß sich der eine und andere von der Berichterstattung nicht aus.

In meiner Bibliothek nun, dem Orte dieser Anlässe, befand sich eine fröhliche Barockstatue des heiligen Antonius. Wir vereinbarten eine Art Wettbewerb: die Teil-

nehmer daran sollten das Standbild zum Vorwurf für eine Erzählung, ein kurzes Bühnenspiel, eine Gestaltung freier Art, ein Gedicht oder eine Zeichnung nehmen. Nicht alle Ergebnisse sind veröffentlicht worden. Rudolf Schwarzens heitere Erzählung ‚Der hilfreiche St. Antonius‘ erschien im Jahrbuch ‚Die Ernte‘ von 1921, Theodor Barth schuf einen köstlichen Holzschnitt. Für diesen häuslichen Musenkampf – dem einzigen Ausschreiben, an dem ich mich je beteiligt habe – schrieb ich die Novelle ‚Der Späher im Eskorial‘.»

Über den Maieli liegt ein seltener Zauber ungewohnter Geselligkeit. Künstler treffen sich, dichten, malen und geben sich gegenseitig Anregungen zu eigenem Schaffen. Wenn je der Pegasus allzusehr ins Galoppieren kam, dann straffte der Protokollführer die Zügel in baslerischer Weise. Ein «unpersönliches» Protokollbruchstück hier als Muster; es stammt vom Mathematiker Professor O. Spiess:

*O Mensch! bedenke, eh Du dichstest,
Ob Du ein nützlich Werk verrichtest.
Die Welt ist auf Profit gestellt
Und kauft nur das, was ihr gefällt.*

*Sogar der Schiller und der Goethe,
Sie hatten ihre lieben Nöte,
Und merkten oft: das Publikum,
Es kümmert sich den Teufel drum.*

*Aus allem diesem folgt doch schlüssig:
Mein Freund, Du bist ganz überflüssig.
Und was Du auch dagegen murrst,
Das ist den Andern hundewurst.*

*Leicht kommt man an das Bücherschreiben,
Doch schwer an Leute, die's vertreiben.
Und machst Du auch mal Einem Spaß –
Mein Sohn, es geht auch ohne das.*

*Wie dankbar sind vielleicht die Musen,
Verschließest Du in Deinem Busen,
Was so bedeutend in Dir gluckst,
Statt daß Du's niederschreibst und druckst.*

In mancherlei Farben schillernd, wie Sommersträüße, die verschiedenartigste Blüten und Kräuter in sich vereinigen – das sind die Maieli. Sie geben Kunde von der Freude am Schöpferischen, der Freude am Sammeln und der Liebe zu jenem Gedruckten, dessen Äußeres in stillem Einverständnis mit dem Inhalt steht.